Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 115 (1997)
Heft: 35

Artikel: "Handglanz": über Probleme und Potentiale beim Sanieren
Autor: Gadient, Hansjörg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-79294

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hansjörg Gadient, Forch

«Handglanz»

Über Probleme und Potentiale beim Sanieren

Sanieren heisst im deutschsprachigen Raum noch viel zu häufig: zerstören.[1] Die folgende kleine Sammlung von Überlegungen zu diesem Themenkomplex soll anregen, über Alterungsprozesse von alten, aber auch von neuen Bauten in ungewohnten Kategorien nachzudenken.

Geht es ans Sanieren, so wird häufig zuviel des Guten getan, und das verkehrt sich dann ins Gegenteil. Patina und Zeitspuren werden wegrenoviert; dem Bau wird ein wichtiger Teil seiner Identität und damit seine Würde geraubt. Ursache ist unsere Manie, auch Altes glänzend und neu haben zu wollen.

In England, Italien und Japan finden sich Hinweise auf andere als die im deutschsprachigen Raum gewohnten Haltungen. Sanieren sollte als Wort und als Vorgehensweise obsolet werden, ersetzt durch Begriffe wie Instandhaltung und Reparatur.

Rachel Whiteread und Pompei

Vor drei Jahren (1993/94) hat die englische Künstlerin Rachel Whiteread in einem Londoner Vorort alle Räume eines alten Hauses mit Beton ausgiessen lassen. Anschliessend wurde das Haus selbst abgerissen, und als Monument blieben die Raumkörper stehen. Das vielschichtige Werk heisst schlicht «House» und ist auf unterschiedlichste Weise interpretiert worden.

Für unser Thema sei ein Aspekt hervorgehoben: Neville Wakefield[2] deutet die Arbeit als Archäologie der Gegenwart, als labile Gefühlsräume, gesättigt mit Erinnerung. Das Haus gemahne an sträflich vernachlässigte Erinnerung. Er meint damit vor allem persönliche Erinnerungen von verflossener Lebenszeit, Lebenszeit, die sich in Form subtilster Zeitspuren in die Oberflächen des Hauses eingeschrieben hat. Es sind exakt diese Oberflächen, die reproduziert in Beton vom intimen Innenraum des Hauses auf die exponierte Oberfläche des Monumentes transferiert worden sind. Zement kann feine Oberflächenstrukturen exakt abformen, Gips ist ihm darin sogar noch überlegen. Für eine frühere (1990) verwandte Arbeit verwendet Whiteread dieses Material und nennt sie, möglicherweise in Anspielung auf die Farbe, «Ghost». Es ist statt eines ganzen Hauses nur ein Zimmer, das stückweise abgeformt wird. Trevor Fairbrother[3] sagt darüber, dass Whiteread jene Hülle aus vier Wänden sichtbar machen und die darin enthaltene Luft mumifizieren wolle. In diesen Abformungen seien Vorkommnisse, Bewegungen, Emotionen und Biographien aufgesaugt.

Das Verfahren der Künstlerin erinnert an die Katastrophe im römischen Pompei[4], wo die Menschen in den Häusern vom Ascheregen und der Lava überrascht wurden und das Leben selbst im erstarrten Gestein abgebildet und überliefert wurde.

Man mag sich mittlerweile fragen, was die Arbeiten Whitereads und die Katastrophe des verschütteten Pompei mit Sanierung zu tun haben. Das lässt sich mit einer Gegenfrage leicht beantworten. Wo finden sich heute in der Schweiz die Häuser, in deren Oberflächen sich Leben eingeschrieben hat und in deren Oberflächen diese Zeitspuren noch erhalten sind? Und welche Sanierung bemüht sich neben der Behebung von Schäden nicht in erster Linie um die Beseitigung solcher Spuren?

Denkmal – Zeitspuren

Es ist kein Zufall, dass der Einstieg über ein englisches und ein italienisches Thema gesucht wird, und es ist kein Zufall, dass im folgenden ein Denkmalpfleger zitiert werden soll, auch wenn die Absicht hier zugegebenermassen eine polemische ist. Georg Mörsch schreibt zum Umgang mit Zeitspuren am Denkmal: «Ein Einbezug – nicht die Alleingeltung! – der Altersspuren am Denkmal hat bei der Konzeption denkmalpflegerischer Massnahmen zumindesten im deutschsprachigen Raum kaum eine Chance. Die Forderung danach ist nicht utopisch: England und Italien sind Beispiele für die konkrete denkmalpflegerische Auseinandersetzung mit der Tatsache, dass Denkmäler durch die Spuren ihres Alters an Würde und Aussage gewinnen.»[5]

Hier kann eingewendet werden, dass nicht jedes alte Haus ein Denkmal ist. Sicher nicht. Und trotzdem muss gesagt sein, dass jedes alte Haus durch die Spuren des Alters an Würde gewinnt. Ihm gerade diese Spuren «wegzusanieren» ist einer der hierzulande häufigsten Fehler. Viele Bauten verdienen sogar durchaus einen Umgang, wie er einem Denkmal gebührt. Sie sind Zeugen der Vergangenheit, die uns an unsere Abhängigkeit von den Zeitläuften gemahnen.

So jedenfalls hat es Alois Riegl[6] 1903 gemeint, als er diese Eigenschaft als den «Alterswert» eines Denkmals postuliert hat. Otfried Rau und Ute Braune wollen mit ihrem Buch «Der Altbau» «... Interesse wecken für die Erhaltenswürdigkeit vieler Bauten, die sich nicht rühmen können, jemals Einzug in die erlauchte Schar der eingetragenen Denkmäler zu erhalten. Ihre Existenz und ihr Erscheinungsbild prägen jedoch entscheidend das Gesicht einer Strasse, eines Platzes, eines Ortes. Ihr Verschwinden ist gleichzeitig ein Verlust an Identität – eine Erfahrung, die die Veränderungen der letzten 25 Jahre vielerorts bestätigt haben.»[7] Sie postulieren einen schonenden und um die alten Bautechniken wissenden Umgang mit vorhandener Bausubstanz. Bezeichnenderweise lautet der Untertitel des Buches auch: «Renovieren, Restaurieren, Modernisieren». Keine Rede von Sanieren!

Sanieren? – Unterhalten!

Im Moment, wo in einem Architekturbüro bei einem Projekt das Wort «Sanierung» auftaucht, ist es oft schon zu spät. So häufig diese Forderung ist, so falsch ist der Ansatz. Wo eine «Sanierung» notwendig wird, ist vieles bereits verpasst worden. Der Unterhalt des Baus wurde schwer vernachlässigt. Die Kräfte der Witterung und die normale Abnutzung haben ihn in seiner Substanz so geschädigt, dass nur tiefgreifender Ersatz von ganzen Teilen noch helfen kann.

In solchen Situationen wird dann nur allzugern zu radikalen «Lösungen» gegriffen. Das Problem soll ein für allemal aus der Welt geschafft werden. Die Endergebnisse solcher Bemühungen sehen dementsprechend traurig aus: Worte wie «fertigmachen» und «kaputtsanieren» drängen sich auf. Was die Vernachlässigung nicht zerstört hat, besorgen die Folgen der «Sanierung».

Dampfsperren und Plastikputze bringen den Feuchtigkeitshaushalt aus dem Lot, aufgeklebte Aussenisolationen geben der Fassade den zweifelhaften Charme einer Hamburger-Verpackung, Kunststofffenster sollen ewige Unterhaltsfreiheit gewähren, und jede erreichbare Oberfläche wird geglättet, poliert, gestrichen und ver-

siegelt. Schöne neue Welt. Mit einem alten Haus und seiner Geschichte hat das alles nichts mehr zu tun. Ketzerische Zungen wünschen sich in sollen Fällen einen Abriss und einen echten Neubau statt eines Altbaus, der seiner wichtigsten Eigenschaften beraubt wurde.

Es soll hier nicht weiter auf die oft beklagten technischen Fehler von Sanierungen eingegangen werden. Es sei nur gesagt, dass Verdacht am Platze ist, wo immer schnelle, einfache, endgültige Lösungen versprechende Angebote gemacht werden. Das Verhalten eines alten Baus ist dynamisch. Prozesshaft und nie endend muss deshalb auch der Ansatz für seine Pflege sein. Statt von Sanierung müsste also vielmehr die Rede von Instandhaltung, Renovierung, Anpassung, letztlich von Unterhalt im weiteren Sinne sein. Wenn dies - nicht nur als Rede allerdings - Realität würde, müsste man auch nicht um Zeitspuren bangen. Sie würden in vielen Fällen viel eher überleben und vom wirklichen Alter einer Baute zeugen, als es nach sogenannten Totalsanierungen der Fall ist.

Denken beim Bauen!

Es gibt keine Rezepte, wie die ideale Sanierung aussieht, genauso wenig wie richtig zu bauen sei. Aber es gibt ein Mass von intellektueller Auseinandersetzung, das von verantwortungsbewussten Architektinnen und Architekten gefordert werden muss, wenn es um den Umgang mit alten Bauten und um die Konzeption von neuen geht. Denn im Grunde genommen geht es bei beiden Aufgaben um die gleichen Probleme. «Today's avant is tomorrow's passé», hat Raymond Loewy gesagt. In der Tat: die Planungsfehler von heute sind die «Sanierungs»-Fälle von morgen, und die fehlerhaften Sanierungen von heute sind die Ärgernisse von morgen und übermorgen!

Denken tut also not. Zwei Themenbereiche und eine ernsthafte Infragestellung von überholten Werthaltungen stehen dabei im Vordergrund. Die Zukunftsfähigkeit unseres Tuns und Lassens muss all unseren Überlegungen zu Grunde gelegt werden. Die zwei Themen sind erstens die Auseinandersetzung mit althergebrachten Bautechniken und dem damit verbundenen handwerklichem Wissen und zweitens die Notwendigkeit, den Blick viel weiter als gewohnt in die Zukunft zu richten, wo immer Planungsentscheide gefällt werden. Was aber vor allem aufgegeben werden muss, ist, was Georg Mörsch pointiert - und vermutlich auf dem Hintergrund reifer Erfahrung in der Verteidigung geschichtlicher Zeugnisse - «unsere Neigung zu Schematisierung, Normierung, aber auch Gedankenträgheit»[8] nennt.

Lernen von Gärtnern, lernen von Automechanikern

Wer einen Garten plant, sieht sich gezwungen, die Zeit, die Witterung und ihr Wirken im Entwurf zu berücksichtigen. Pflanzen wachsen. Der Regen hält feucht und hilft wachsen, spült aber auch weg, was ungeschützt offen liegt. Der Wind spielt mit allem, was nicht niet- und nagelfest ist. Im Winter prüfen Frost und Schnee Gebautes und Gepflanztes auf seine Widerstandskraft, und im Sommer versuchen Wind und Trockenheit Oberflächen aufzureissen und eindringender Feuchtigkeit zu öffnen. Veränderung und Bewitterung sind zentrale Themen des Gartens.

Was im Garten wirkt, wirkt auch im Haus. Nur werden die gleichen Phänomene hier vernachlässigt. Wenn die Baute abgenommen ist, die Photos für die Publikation geschossen sind, ist das Ding gelaufen. Die Garantiezeit muss noch überstanden werden, und dann sei's drum. Vielleicht ist diese Haltung einfach ein Symptom unserer Wegwerfgesellschaft, möglicherweise aber auch ein Erbe der Moderne.

Mit der Revolutionierung der Baumethoden ging auch ein Abwenden von den althergebrachten Traditionen einher. Plötzlich sollten Häuser industriell gefertigt werden wie Schiffe, Flugzeuge oder Autos. Ihre Oberflächen sollten flach und bündig sein wie Wandungen oder Karosserien. Aus dem Blick geriet dabei die Notwendigkeit des Service. Ganz selbstverständlich werden Schiffe und Flugzeuge regelmässig gewartet, gehen Autos in den Service. Nur von unseren modernen Häusern, den «Wohnmaschinen», verlangen wir, dass sie ohne Unterhalt jahrzehntelang funktionieren sollen...

Aber Häuser sind der Witterung ausgesetzt. «Finishing ends construction, weathering constructs finishes.»[9] So jedenfalls könnte es sein, wenn die Bewitterung als gestaltende und nicht als zerstörende Kraft angesehen würde. Au-

Rachel Whiteread, «House». London, 1993 (Bild: Susan Ormerod/aus: Parkett Nr. 42, 1994)

tochthone Bautraditionen haben aus dem Problem Bewitterung eine Materialpalette und ein Formenvokabular entwickelt, das mit der Moderne verschwand. Den Weg zurück können wir nicht gehen. Heute müsste es möglich sein, Bewitterung im besonderen, aber auch Alterung im allgemeinen zum Ausgangspunkt neuer konstruktiver und gestalterischer Überlegungen zu machen. Gibt es eine Ästhetik des Alterns? Im folgenden seien zwei Denkkonzepte vorgestellt, die helfen können, das Phänomen Alterung bei Sanierungen und beim Entwerfen zu berücksichtigen.

Die Kunst des Fügens

Sie ist uns abhanden gekommen, die Kunst des Fügens.[10] Und das, obschon sie eine der Künste ist, die am meisten technische, konstruktive und gestalterische Probleme löst und die darüber hinaus gewährleisten kann, dass ein Werk zukunftsfähig ist. Und die es ermöglicht, dass Teile eines Baues entnommen und dann je nach Notwendigkeit entweder ersetzt oder repariert werden können. Und vor allem garantiert das additive System des Fügens, dass all dies mit einem vertretbaren Aufwand, das heisst im Rahmen kontinuierlicher Erneuerung geschehen kann.

Es ist nicht die grosse Totalsanierung notwendig, wenn ein verschlissenes Teil ersetzt werden muss. Es müssen nicht drei und mehr Handwerksbetriebe auf der Baustelle erscheinen, wenn die Konstruierenden dies in weiser Voraussicht so planen. Jedes Teil des Baues kann gemäss den Gesetzmässigkeiten seines Materials und seiner Beanspruchung altern. Jedes Teil kann dann einzeln ausgebessert, überholt, geflickt, repariert oder was der Möglichkeiten mehr sind gemäss seinem Zustand behandelt werden. So wird es möglich, dass man Teile und damit den ganzen Bau ehrenvoll und attraktiv altern lassen kann. Während ein wirklich verschlissenes Teil ersetzt wird, bleibt ein anderes erhalten, das zwar Altersspuren zeigt, aber durchaus noch funktionsfähig und gerade wegen seiner Patina schön geworden ist. Wenn aber alle Teile einer Konstruktion unlösbar miteinander verklebt, vernietet und vergossen sind, bedeutet das Ende des schwächsten Gliedes auch das Ende des Ganzen. Ein unglaublicher Verschleiss von Material und Arbeitsaufwand ist die Folge.

Unsere Neubauten und erst recht unsere Sanierungen neigen dazu, auf diese unheilvolle Art Bauteile aller Art zu einem undifferenzierten Teig zu verschmelzen. Statt dessen muss sich das Bemühen auf Trennen und wieder lösbares Fügen richten: schrauben, nageln und stecken statt leimen, giessen und schweissen; und natürlich so gefügt, dass in der Logik von Beanspruchung und Verschleiss auch gelöst und ersetzt werden kann.

Polsterstuhl

Das Beispiel eines Polsterstuhls: Warum werfen wir den ganzen Stuhl auf den Sperrmüll, wenn der Bezug der Armlehnen speckig zu werden beginnt? Oder mindestens ebenso häufig: wenn das Muster des Stoffes nicht mehr gefällt? Ein wertvoller, handwerklich gefertigter Polsterstuhl dagegen erlaubt es, den Stoff zu ersetzen, wenn er verschlissen oder aus der Mode ist; er erlaubt es, die Polsterung zu erneuern, wenn sie in sich zusammengesunken ist, und die Federung zu ersetzen, wenn diese lasch geworden ist. Und am hölzernen Gestell kann man die Kratzer und Schrammen der Zeit aufarbeiten, wenn es denn wirklich sein muss...

Voraussetzung all dieser Schritte ist die Fügung der Teile und die Planung dieses Alterungsprozesses von Anfang an. Das Ziel ist erreicht, wenn die Schrammen und Kratzer auf dem Holz bleiben und Zeugnis ablegen dürfen von den Krallen einer Katze, die lange schon gestorben ist, von einem nachlässigen Onkel, der einmal die Zigarre neben dem Aschenbecher auf der Armlehne ausgedrückt hat. Diese Spuren sind uns vielleicht lieb geworden, weil sie Familiengeschichte sind, und sie dürfen bleiben, weil der neue modische Bezug so frisch und frech wirkt, dass keiner mehr daran denkt, das alte Möbel gegen eines der unsäglichen Spanplattendinger aus dem grossen schwedischen Möbelhaus einzutauschen.

Vittorio Magnago Lampugnani fasst einen verwandten Gedanken in die folgenden Worte: «Die Entscheidung gegen das Modell des Ersatzes und zugunsten jenes der Wartung ist zunächst eine kulturelle Entscheidung. In der gegenwärtigen ökologischen Situation wird sie allerdings zu einem existentiellen Imperativ. Denn das Produzieren für den gedankenlosen Konsum und das sofortige Wegwerfen ist Verschwendung. Und Verschwendung ist genau das, was wir uns in einer von Müllbergen umstellten und durch die Begrenztheit der eigenen Ressourcen bedrohten Welt nicht erlauben können.»[11]

Zeitpuls-Konzept

Heinz Ronner hat während seiner Lehrtätigkeit als Professor an der ETH eine Serie von themenbezogenen Heften herausgegeben. «Zahn der Zeit»[12] hat er eines davon genannt. Es kümmert sich ganz ausschliesslich um das Verhalten von Bauten in der Zeit nach ihrer Erstellung und ist in unserem Zusammenhang eine durchaus spannende Lektüre. Zum Thema Unterhalt findet sich darin das Zeitpuls-Konzept. Es ist im Gegensatz zum am selben Ort diskutierten Wegwerf- oder zum Rolls-Royce-Konzept das Mittel der Wahl, um bei Neubauten, aber auch bei Eingriffen in bestehende Bausubstanz, zu klären, in welchem Verhältnis die Teile des Baus zueinander stehen müssen.

Das Wegwerf-Prinzip ist einfach: alle Teile des Baus werden auf die Lebenszeit des am schnellsten verschlissenen Bauteils abgestimmt. Dies entspricht - übetrieben formuliert - dem Witz vom Auto, das man verschrottet, weil der Aschenbecher voll ist. Das Rolls-Royce-Prinzip erhielt seinen Namen von der Automarke, die jedes Teil auf möglichst ewige Haltbarkeit hin baut.

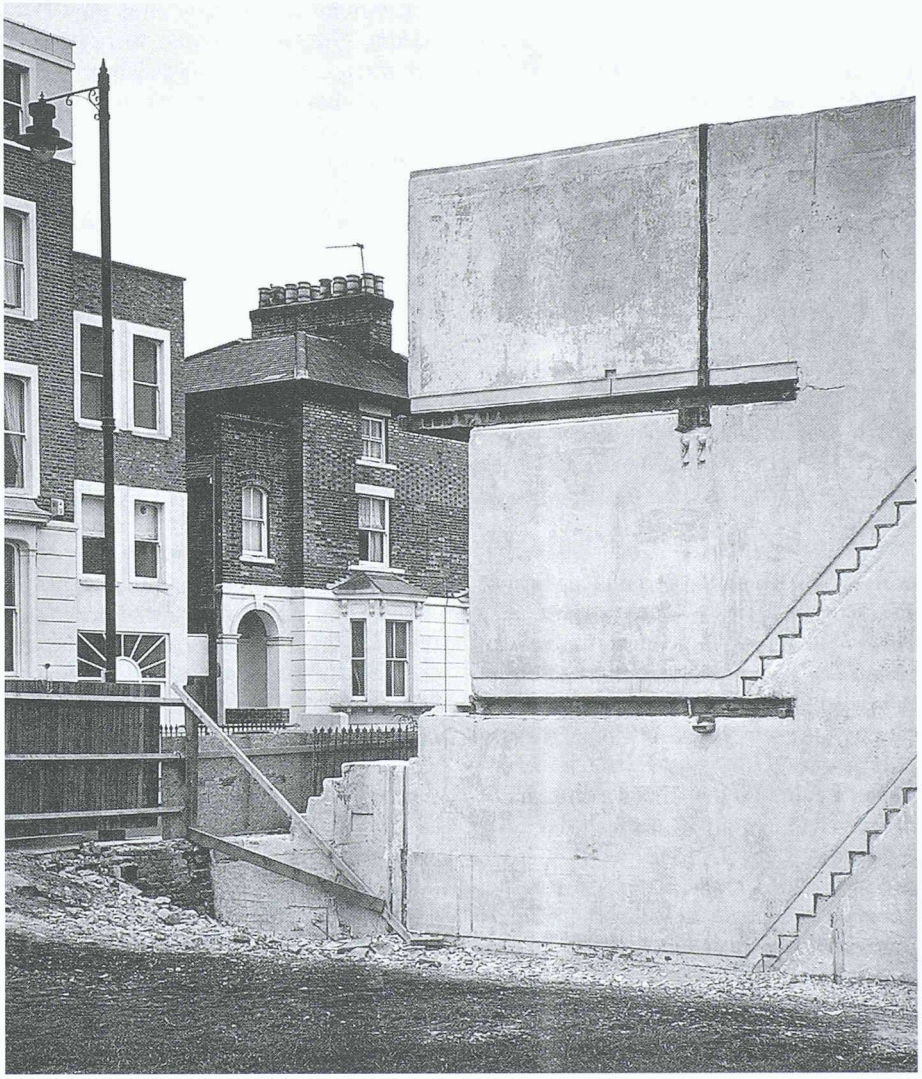
Im Hausbau entspricht dies zwar oft dem Wunsch der Planenden, aber sehr selten der Realität. Es schleichen sich Fehler in der Konstruktion ein, die Kosten werden zu hoch, Bewitterung und Abnutzung lassen sich auch mit besten Materialien und Konstruktionen nicht aufhalten.

Das Zeitpuls-Konzept schlägt einen dritten und gangbaren Weg vor. Die Methode zielt darauf ab, das Alterungsverhalten nicht dem Zufall zu überlassen. Die Unterhalts- und Renovierungsarbeiten müssen so geplant werden, dass sie mit möglichst geringem Aufwand geleistet werden können und dass intakte, nicht betroffene Bauteile nicht in Mitleidenschaft gezogen werden. Kurzlebige Teile werden also des öfteren erneuert oder ersetzt, mittelfristig zu unterhaltende werden nur bei besonderen Anlässen, beispielsweise Mieterwechseln, in Angriff genommen, und erst bei allenfalls notwendigen Eingriffen in die Rohbausubstanz werden die am längsten haltbaren Teile bearbeitet. Aus der Überlagerung dieser unterschiedlich langen Unterhaltsintervalle ergibt sich die sogenannte differenzierte Renovation. Absolut notwendig ist natürlich die konstruktive Unabhängigkeit dieser Teile voneinander. Insofern ist auch dieses Konzept der Kunst des Fügens unterworfen.

Zukunftsfähigkeit

In diesem Plädoyer für die Altersspuren und den wissenden Umgang mit alten Bauten geht es ganz und gar nicht um die Glorifizierung von Vergangenheit, auch wenn an manchen Stellen vielleicht der Eindruck hoffnungsloser Nostalgie und bornierter Rückwärtsgewandtheit entstanden sein

mag. Es geht vielmehr um die Qualitäten unserer Zukunft und um eine sensiblere und vor allem sehr viel weiter reichende Sichtweise in die Zukunft. So wie wir selbst in «Sanierungsfällen» heute mit den Folgen der Handlungen oder Unterlassungen unserer Vorgänger oder sogar unserer eigenen Sünden konfrontiert sind, werden wir oder unsere Nachfolger in der Zukunft die Suppe, die wir ihnen heute einbrocken, auslöffeln. Obschon es keine Rezepte gibt, gibt es Hinweise, die ein Überdenken gewohnter Planungsprozesse anregen sollen.



Rachel Whiteread, «House». London, 1993 (Bild: John Daries/aus: Parkett Nr. 42, 1994)

Einfachheit

Komplizierte Systeme neigen zu Störungsanfälligkeit; technisch empfindliche Anlagen erfordern entsprechend instruiertes Bedienungspersonal. Installationen und technische Ausstattung sind die Teile eines Hauses, die am leichtesten obsolet werden, und zwar nicht nur in technischer, sondern auch in modischer Hinsicht. Es empfiehlt sich daher, dieser Tatsache sowohl bei Sanierungen als auch bei Neubauten Rechnung zu tragen.

Hans Bernoulli schreibt 1942 dazu: «Damit ist auch gesagt, dass gerade die älteren Häuser noch am ehesten dauern; da ist nichts von Komfort, was altern könnte, was überholt werden müsste. (...) Und diese verhältnismässige Einfachheit sichert ihnen, wie auch allen heutigen bewusst einfach gehaltenen Bauten, eine lange Lebensdauer. Den Neubauten von heute muss gerade ihre für ganz bestimmte Verhältnisse ausgetüftelte Anlage und Durchführung zum Verhängnis werden; sie muss ihr Leben verkürzen, um so mehr als ein komplizierter Bau sich nicht so leicht wie eine einfache Anlage den veränderten Verhältnissen anpassen lässt.»[13]

Neutralität und Anpassung

In diesem Zusammenhang ist für Neubauten sicher auch das Stichwort Nutzungsneutralität zu nennen. Neutrale Grundrissorganisation und leichte Anpassbarkeit an verschiedene Nutzungssituationen können das Leben eines Wohnbaus beispielsweise erheblich verlängern. Ausreichende Dimensionierung ist dabei der zweite wichtige Punkt. Wo genug Platz vorhanden ist, lassen sich auch unerwartete Nutzungsänderungen leichter unterbringen, als wenn es an jeder Ecke kneift. Fehlender Platz ist der meistgenannte Umzugsgrund und eine der häufigsten Um- und Ausbau-Ursachen.

Für Altbauten dagegen muss die menschliche Fähigkeit, sich auch ungewohnten Verhältnissen anzupassen, herangezogen werden. Allzu oft nämlich wird ein Altbau auf Biegen und Brechen an moderne Nutzungs- und Raumvorstellungen angepasst, die ihm Gewalt antun. Zu leicht geht gerade bei Wohnbauten vergessen, dass sich unsere Nutzungen gar nicht so stark von denen unserer Vorfahren unterscheiden und dass sich auch in Zimmern, die nicht nach Katalog gebaut wurden, ganz gut leben lässt. Hier ist dann die Kreativität im Umgang mit ungewohnten Situationen gefordert.

Schmalhans als Architekt

Viel Geld schadet eher, als es nützt, zumindest in Fragen der Erneuerung. Wem der Geldbeutel locker sitzt, dem sitzt auch die Axt locker. Der arme Mann überlegt sich zweimal, ob er das eine oder andere nicht doch noch gebrauchen könnte. Schmalhans mag ein schlechter Küchenmeister sein, aber bei Erneuerungen ist er oft nicht der schlechteste Architekt. Die intelligentesten Sanierungen (die eigentlich eher umfangreiche Werterhaltungs- und Instandsetzungsarbeiten waren) der letzten Jahre wurden dort realisiert, wo die finanziellen Mittel beschränkt oder sogar sehr knapp waren. Kreative Lösungen wurden für auf den ersten Blick oft hoffnungslose Situationen gefunden.

Einige dieser Beispiele sind im Band 46 der Schriftenreihe Wohnungswesen[14] beschrieben. Warum sollte man Bauteile, die durchaus noch zu gebrauchen sind, herausreissen? Alles, was im Altbau an Ort und Stelle bleibt, braucht nicht herausgerissen, abtransportiert und entsorgt zu werden, alles, was ich nicht neu plane, braucht nicht produziert, transportiert und eingebaut zu werden. So ist auch auf dem Hintergrund ökologischer Überlegungen weniger entschieden mehr. Es lassen sich Stoffkreisläufe reduzieren, und der Rückgriff auf einfache altbewährte Methoden und Materialien ist in der Regel umweltverträglicher als die angebotenen High-Tech-Sanierungs-Produkte, von denen zu häufig noch nicht einmal das Langzeitverhalten bekannt ist.

Zurück nach England

Das Haus, in dem Rachel Whiteread das Wohnzimmer als Gipsnegativ abgebildet hat, sollte - wie es so schön im Text des Kunstkritikers heisst - «im Rahmen des urbanen Wandlungsprozesses ohnehin verschwinden»[15]. Das war leicht gesagt und ist in der Tat auch geschehen. Für die Bewohner des Hauses Nr. 486 an der Archway Road war der Auszug im Rahmen dieses urbanen Wandlungsprozesses möglicherweise nicht ganz so einfach. «Ghost» sei ein Monument für alles, was preisgegeben wurde und verlorenging im Streben, die Verantwortlichkeit des Wohlfahrtstaates für die Existenzgrundlage zu verleugnen.[16]

In der Tat haben «Sanierungen» oft äusserst unerfreuliche soziale Folgen. Die Bewohner können oder wollen die nach der Erneuerung zu zahlenden Mieten nicht entrichten und müssen umziehen. Unter solchen Umzügen leiden nicht nur Schulkinder und alte Leute (es ist statistisch nachgewiesen, dass bei Flächensanierungen in Berlin von den über 60jährigen, die umziehen mussten, 30 Prozent das erste Jahr nach dem Umzug nicht überlebt haben![17]), sondern alle Betroffenen. Ein Umzug ist zu allererst ein ungeheuerlicher Verlust an Heimat für die, die gehen müssen.

Für den Ort, der seine Bewohner verliert, ist es häufig ein Verlust an Sorge tragender Verantwortlichkeit. Wer lange und im Gefühl von Sicherheit an einem Ort wohnen kann, verwurzelt sich mit ihm, kennt die Nachbarn, das Haus und den Vorgarten. Er fühlt sich selber geborgen und kümmert sich mit sehr viel grösserer Wahrscheinlichkeit um sein menschliches und sein gebautes Umfeld als derjenige, der nur kurz verweilt.

Derjenige, der nicht einmal sicher sein kann, wie lange er bleiben kann, hat keinen Grund, der Wohnung oder dem Haus besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu schenken. Soll sich doch der Besitzer selber kümmern... Sanierung und Erneuerung haben in diesem Zusammenhang gesehen sehr viel mit Heimat - das heisst hier mit bestehen und bleiben -, mit Mietrecht sowie Eigentum an Boden und Immobilien zu tun.

«Handglanz»

Mit den Arbeiten einer sehr sensiblen englischen Künstlerin hat dieser Aufsatz begonnen, mit sensiblen Betrachtungen eines Japaners soll er enden. Bei uns gehört das regelmässige Blankpolieren von silbernem Hausgerät - neben vielen vielen anderen Putzarbeiten in und ums Haus herum - zu den stolzesten Verrichtungen des Alltags. In Japan würde jemand ernsthaft gescholten, wenn er von einem silbernen Gerät die hoch geschätzte schwarze Patina abreibt.

In seinem Buch «Lob des Schattens» beschreibt Tanizaki Jun'ichiro die unterschiedlichen Haltungen in Ost und West: «Man hört den Ausdruck ‹Alterspatina› oder dergleichen oft, doch um die Wahrheit zu sagen, handelt es sich um den Glanz, der auf den Schweiss und Schmutz der Hände zurückzuführen ist. In China gibt es das Wort ‹Handglanz› , in Japan das Wort ‹nare› (abgegriffensein; Anm. des Übersetzers). Beide meinen den Glanz, der entsteht, wenn eine Stelle von Menschenhänden während langer Zeit angefasst, glattgescheuert wird und die Ausdünstungen allmählich ins Material eindringen. Es handelt sich also, anders gesagt, zweifelsohne um den Schweiss und Schmutz der Hände. So betrachtet, darf man dem Ausspruch ‹guter Geschmack ist eine kalte Sache›[19] auch noch beifügen ‹und eine unsaubere dazu›. Jedenfalls lässt sich nicht leugnen, dass in dem, was wir als Raffinement schätzen, ein Element von Unreinlichkeit und mangelnder Hygiene steckt. Während die Abendländer den Schmutz radikal aufzudecken und zu entfernen trachten, konservieren ihn die Ostasiaten sorgfältig und ästhetisieren ihn, so wie er ist - könnte man, wenn man wollte, beschönigend sagen; aber wie auch immer, es ist unser Schicksal, dass wir nun einmal Dinge mit Spuren von Menschenhänden, Lampenruss, Wind und Regen lieben, oder auch daran erinnernde Farbtönungen und Lichtwirkungen. Und wenn wir in solchen Gebäuden, mitten unter solchen Gerätschaften wohnen, dann besänftigt sich unser Herz und beruhigen sich unsere Nerven in seltsamer Weise.»[18]

Adresse des Verfassers:
Hansjörg Gadient, dipl. Arch. ETH, Zelglistrasse 21, 8127 Forch

Anmerkungen

[1] «Sanieren», von lat. «gesund machen», wird umgangssprachlich in der Regel für einen positiv bewerteten Erneuerungsprozess verwendet. Da im folgenden vor allem gegen u.E. negative Folgen von Sanierungen argumentiert wird, wird der Begriff hier durchaus ambivalent verstanden

[2] *Wakefield, Neville*: Rachel Whiteread: Separation Anxiety and the Art of Release, in: Parkett 42, Zürich, New York, Frankfurt 1994

[3] *Fairbrother, Trevor*: Whiteread's Ghost, in: Parkett Nr. 42, Zürich, New York, Frankfurt 1994

[4] Der Vesuvausbruch am 24. August 79 n. Chr. verschüttete die ganze Stadt

[5] *Mörsch, Georg*: Ist das Denkmal verständlich?, in: Aufgeklärter Widerstand, das Denkmal als Frage und Aufgabe, Basel, Boston, Berlin 1989

[6] Zitiert nach *Mörsch, Georg*: Die Wirklichkeit des Denkmals - Manipulation statt Erhaltung, in: Aufgeklärter Widerstand, das Denkmal als Frage und Aufgabe, Basel, Boston Berlin 1989

[7] *Rau, Otfried* und *Braune, Ute*: Der Altbau, Renovieren, Restaurieren, Modernisieren, Leinfelden-Echterdingen 1985

[8] *Mörsch, Georg*: Die Wirklichkeit des Denkmals - Manipulation statt Erhaltung; in: Aufgeklärter Widerstand, das Denkmal als Frage und Aufgabe, Basel, Boston, Berlin 1989

[9] *Mostafavi, Mohsen* und *Leatherbarrow, David*: On weathering, The Life of Buildings, in: Time, Cambridge und London 1993

[10] «Gestalt und Detail der Häuser zerfielen (in der Zeit der Neubauhochkonjunktur, Anm. des Autors), die Kunst des Fügens geriet bei Handwerkern und Architekten in Vergessenheit.» In: *Rau, Otfried* und *Braune, Ute*: Der Altbau, Renovieren, Restaurieren, Modernisieren, Leinfelden-Echterdingen 1985

[11] *Magnago Lampugnani, Vittorio*: Ersatz oder Wartung, in: Die Modernität des Dauerhaften, Essays zu Stadt, Architektur und Design, Berlin 1995.

[12] *Ronner, Heinz, Kölliker, Fredi, Rysler, Emil*: Zahn der Zeit; herausgegeben von Fredi Kölliker, Basel, Boston, Berlin 1994

[13] *Bernoulli, Hans*: Vom Altwerden der Häuser, in: Die organische Erneuerung unserer Städte, Basel 1942

[14] Bundesamt für Wohnungswesen (Hrsg.): Die Erneuerung von Mietwohnungen, Vorgehen, Beispiele, Erläuterungen; Schriftenreihe Wohnungswesen, Nr. 46, Bern 1990

[15] *Fairbrother, Trevor*: Whiteread's Ghost, in: Parkett Nr. 42, Zürich, New York, Frankfurt 1994

[16] ibd.

[17] Zitiert nach *Mörsch, Georg*: Wie schnell dürfen Städte sich wandeln?, in: Aufgeklärter Widerstand, das Denkmal als Frage und Aufgabe, Basel, Boston, Berlin 1989

[18] *Tanizaki, Jun'ichiro*: Lob des Schattens, Entwurf einer japanischen Ästhetik; Zürich 1996

[19] Der Autor bezieht sich hier auf einen anderen Gedanken des obigen Buchs, bei dem es um die Ästhetik von Heizungssystemen geht